

NORDOST

1. Platz

—

Petschuèkátl

oder

Die Stadt unter der Stadt

Roman

von Achim Friker

I

Allerorts habe ich sie gesucht, die Eingänge, und fast in jeder Stadt der Welt habe ich sie gefunden: die vermauerten Korridore in den Kellern, die verschlossenen Eisentüren in den Unterführungen, die vergitterten Schächte in den U-Bahnhöfen.

Ich glaube, es gibt sie überall.

Alle Rechte am Text liegen bei dem Autor.

Wir danken für die freundliche Genehmigung der Wiedergabe auf www.literatur-nordost.de

NORDOST

Manchmal des Nachts, wenn es dunkel genug ist, dass man sich an einen Kuss erinnern kann, und so still, dass einem wird, als höre man Glockentöne aus der Tiefe der Erde, dann kriechen aus all diesen Öffnungen Buchstaben hervor. – Du darfst dich glücklich schätzen, wenn du sie nicht bemerkst, denn wem sie sich einmal an die Fersen geheftet haben, der entkommt ihnen nie mehr. – Unbeirrbar fassen sie einander an den Händen und beginnen ihren wilden, aber lautlosen Tanz: Zu Wörtern werden sie, zu Gedanken und Bildern; rätselhaften Dingen müssen sie begegnet sein, als sie noch Druckerschwärze waren und keine Buchstaben.

Ein Bild tragen sie im Gepäck, das ist größer und zugleich seltsamer als alle anderen: Ein Meer zeigt es, aus Mauern, das erstreckt sich von Horizont zu Horizont und von den Wurzeln der Berge bis zu den Gipfeln der Götter. Endlose Leitern birgt es in seiner Tiefe und Tausende von Treppen – und aus allen atmet die unstillbare Sehnsucht zweier Liebender, verzweifelt auf der Suche nach dem Weg hinauf ans Licht ...

Natürlich, wirst du sagen, ist alles nur ein Traum. – Mag sein. Zumindest ist es einer, um den du dir deinen Schlaf loben kannst, denn es gibt Alpträume, die beginnen mit jedem Erwachen.

Du wirst schon verstehen, was ich sagen will, doch dazu muss ich dir erst einmal von *La Colina* berichten: von *La Amazona* und *Las Cuevas* ...

NORDOST

Lange bevor die spanischen Eroberer ins Land kamen, erzählten sich die Bewohner jenes Ortes, der damals *Petschuèkátł* genannt wurde, schon die Sage von der Glücksgöttin *Engaála*, die vor langer Zeit mitten unter den Menschen gelebt hatte: Niemand litt Sorgen oder Beschwerden, niemand war krank oder traurig und es hätte für immer so bleiben können, wären die Leute nicht damals schon ebenso hochmütig, streitsüchtig und habgierig gewesen wie heute. –

Es war Gaetano, der mir die Geschichte erzählt hat. „Rattenaugen sind blind für alles, was sich nicht rührt“, pflegte er zu sagen.

Eines Tages fielen die Menschen über Engaála her und erschlugen sie, denn sie gönnten einander nicht ihr Glück. Bevor aber die Göttin starb, weinte sie noch sieben Tränen, und jede dieser Tränen, die sie weinte, wurde sogleich zu einer Perle.

Kaum hatten ihre Mörder die erste der schimmernden Kugeln erblickt, da bückte sich einer und hob sie vom Boden. „Die gehört mir!“, sagte er – und dafür musste er sterben.

Alsdann stritten sich die anderen und ihr Zwist entbrannte so heftig, dass sie das Schmuckstück im Tumult zerbrachen: Zu Staub zersprang es und ein Windstoß trug den Glanz ihres ermeuchelten Reichtums davon – wer weiß schon, wohin ...

Gleichermaßen geschah es bei der nächsten Perle und den folgenden: Kaum war eine entstanden, begann der tödliche Kampf aufs Neue. Gegenseitig ersta-

NORDOST

chen, erstickten, erwürgten sich die Schufte, bis sie auch das zweite Kleinod zerstört hatten – und danach das dritte, das vierte und das fünfte, Träne für Träne, Perle für Perle, Tod für Tod.

Auf einmal waren bloß noch zwei der Mörder übrig, alle anderen lagen verendet in ihrem Blut.

Als die Verbliebenen nun die sechste, wie Seide glänzende Kugel sich formen sahen und bemerkten, dass sie nur mehr zwei waren, sagten sie zueinander: „Halt! Lasst uns nicht weiterstreiten und diese Perle auch verderben. Vielleicht kommt ja noch eine nach, dann kann jeder von uns eine sich zu eigen nehmen.“ Und sie beschlossen zu warten, ob nicht eine siebte Träne aus dem Auge der sterbenden Göttin träte ...

An dieser Stelle legte Gaetano immer eine besonders feierliche Pause ein. Und deshalb mache ich hier ebenfalls eine. „Reisen schenkt Antworten, Rasten Fragen“, meinte er.

Die Göttin, die wusste, dass sie der Welt nichts weiter würde lassen können als die Tränenperlen und das wenige von ihrer heilbringenden Kraft, das darin eingeschlossen war, erkannte, worauf die Übeltäter warteten ... Als sie nun fühlte, dass die siebte Träne, die eben jetzt aus ihrem Auge rann, zugleich ihre letzte sein würde, und dass, käme es nach dem Willen der beiden Halsabschneider, das ganze Glück der Welt künftig in den Händen zweier Teufel liegen sollte, nahm sie all ihre restliche Kraft zusammen: Lieber wollte sie noch eine Perle op-

NORDOST

fern, als dass keine für die redlichen und ehrlichen Menschen übrigbliebe! – Gerade als die zwei Galgenvögel sich darüber geeinigt hatten, wer welche der wertvollen Schimmerkugeln aufnehmen und behalten sollte, erhob die Göttin ein letztes Mal die Hand und drückte mit ihrem Zeigefinger die siebte Perle so tief in den Staub wie sie konnte – und starb.

Da gab es auf einmal nur noch für einen der beiden Unholde ein Beutestück, und sogleich begannen die zwei wie besessen nach dem anderen zu graben und zu wühlen. – Allein, sie fanden nichts. Je länger sie scharrtten, desto mehr gerieten sie in Streit, schließlich konnte ihr Schatz höchstens fingertief im Sand liegen. Gegenseitig bezichtigten sie sich, die verschwundene Kostbarkeit bereits heimlich beiseitegesteckt zu haben, und darum beanspruchten beide zum Ausgleich die andere ... Und in der Auseinandersetzung um den vermeintlichen Lohn ihrer Bluttat wurden sie so hitzig und verbissen, dass es ihnen nicht einmal gelang, die *eine* Perle, die sie doch besaßen, zu bewahren: Sie zerbarst wie schon die fünf zuvor. – Nun aber glaubte erst recht jeder vom anderen, dass der das einzige jetzt noch verbliebene Kleinod für sich verbarg: Da zogen sie gleichzeitig ihre Schwerter und erstachen einander.

An dem Ort aber, an dem das Glück der Welt in Form jener Perle in den Staub gepflanzt worden war, erhob sich seit der Zeit der Hügel von *Petschuèkátł*, was die Spanier später mit *La Colina de la Felicidad – Glückshügel* übersetzten. Freilich, in ihrer Version der Geschichte, die sie fortan verbreiteten, war es die

NORDOST

Heilige Jungfrau, die die sieben Perlen geweint hatte; auch war sie nicht erschlagen worden – schließlich musste sie danach noch in den Himmel auffahren.

Lange vor den Spaniern jedenfalls war La Colina bereits bewohnt. Der Hügel, der aus weichem vulkanischem Tuffstein bestand, lag inmitten einer breiten Mulde, die sich einer der vielen Flüsse geschaffen hatte, welche aus diesem Teil des kontinentalen Hochlands herniederschossen, und ringsherum erhob sich die steile Wand des Gebirges. Nur einen schmalen Spalt ließ sie, durch den das Wasser in reißendem Fall wieder aus dem Tal von Petschuëkátł hinausstürzte, nachdem es die Anhöhe im Zentrum des Kessels in weitem Bogen umspült hatte. –

Schon sehr früh müssen die ersten Besiedler damit begonnen haben, den Tuffstein des Hügel auszuhöhlen und Kavernen anzulegen, in denen sie Unterschlupf fanden. Gewiss hatte sie neben der fruchtbaren Flusslandschaft gerade auch diese Formbarkeit ihrer Welt und die günstige strategische Lage angezogen, die La Colina nur schwer von Feinden bezwingbar machte. – Selbst die Spanier schafften das später nicht mit militärischen Mitteln, sondern wie so oft nur durch arglistigen Betrug. – Der Ort auf alle Fälle musste jedem als eine wahrhaft göttliche Mischung erfreulicher Umstände erschienen sein: Als *Hügel des Glücks* eben.

Mit Zunahme der Bevölkerung wurde das System der Höhlen im weichen Stein ausgedehnter und ausgedehnter. Gleichzeitig erhoben sich auf der Anhöhe von La Colina immer mehr Bauwerke, die man aus dem herausgebrochenen Tuff

NORDOST

erstellt hatte: Einfache Unterkünfte zunächst – ihre Bewohner waren damals vornehmlich Bauern –, später auch Bollwerke, Festungen und Fürstenhäuser.

Die Tatsache aber, dass die das Tal umschließenden Felswände unbesiedelbar steil waren und – anders als der vulkanische Hügel in ihrer Mitte – von geradezu meißelverhöhrender Härte, setzte den Erweiterungsbestrebungen der Niederlassung von Anfang an eine unüberwindliche Hürde entgegen. Außerdem verringerte jede Vergrößerung des bewohnten Grundrisses die nutzbare Ackerfläche im Talkessel, sodass die Einwohnerzahl jener merkwürdigen, aus einer Höhlen- und einer Häusersiedlung bestehenden Ortschaft schon bald an eine natürliche Obergrenze stieß.

Bei dieser kritischen Größe war die Stadt bereits angelangt, als die Spanier kamen. Allerdings setzten diese ihre erprobten Mittel ein, die ansässige Bevölkerung zu dezimieren, so dass erst Jahrhunderte später der Stand von vor der Eroberung wieder erreicht war.

Mit den neuen Herren kam der Prunk nach La Colina: Die gelblichen Natursteinhäuser auf dem Hügel wichen weiß getünchten Palästen mit roten Ziegeldächern, und die schmalen, steilen Pfade, die die Kuppe durchzogen, mussten breiten Treppen und Galerien Platz machen, die sich zunehmend auch in luftigen Bögen von einem der Prachtschlösser zum anderen spannten.

„Eine stolze Reiterin auf dem Berge“, hatte ein Dichter die Stadt besungen, was vielleicht bei jenen Bürgern, die in den wahrhaft stolzen Gebäuden auf der

NORDOST

Höhe des Hügels wohnten und die tagtäglich den weiten, freien Blick aus ihren Fenstern genießen konnten, bald in Vergessenheit geraten sein mochte ... Bei denjenigen aber, die nicht imstande waren, sich eine Heimstatt in den Gefilden hoch über dem Tal zu leisten, die in den unteren, oft nahezu lichtlosen Geschossen des Häusergebirges oder gar in den alten Felsenkellern der Ureinwohner hausen mussten – bei denen war das Wort des Dichters zur höchst treffenden Bezeichnung für die Oberstadt geworden: *La Amazona* – die Reiterin. Die Bewohner besagter nobler Viertel sahen freilich nur leicht mitleidig auf jenen Löcherkäse von einem Berg herab, über dem sie thronten, und nannten das Gewirr aus schmalen Gassen, wild verschachtelten Gemäuern, Pfeilern und Fundamenten, Gängen, Gruben und Stollen unter sich herablassend *Las Cuevas* – die Keller, die Höhlen.

Mit der Einführung immer leistungsfähigerer Transportmittel, mit deren Hilfe man die Stadt auch aus entfernteren Gegenden bequem mit allem Notwendigen versorgen konnte, begann es sich mehr und mehr zu erübrigen, in der Gemarkung von La Colina Landwirtschaft zu betreiben. Die Bevölkerung wuchs nun auch weit über das Maß hinaus, das das Tal allein zu ernähren imstande war, und die Raumnot ließ den steinernen Dschungel bald die letzten Freiflächen überwuchern. Findige Baumeister schufen gewagte Brückenkonstruktionen, so dass das Häusermeer nicht einmal vor dem Fluss haltmachen musste, bis es lückenlos den Talkessel füllte: von einer Steilwand zur anderen und von dem

NORDOST

einen Wasserfall am oberen Ende der Senke, aus dem sich der Fluss speiste, bis zu jenem zweiten, mit dem er sich durch die schmale Klamm am Talausgang in die Tiefe hinauszwängte.

Erneut hatte die Stadt eine Grenze erreicht: In ihrer Fläche konnte sie nicht mehr wachsen. – Also wuchs sie in die Höhe!

Häuser und Paläste wurden wieder und wieder aufgestockt, bis sie schier zusammenstürzen wollten – und einige taten es auch, aber das entmutigte niemanden. Halsbrecherische Konstruktionen ließen die Gebäude oberhalb der Gassen regelrecht miteinander verwachsen. Man ersetzte und verstärkte, verfüllte und armierte.

Immer modernere Bautechniken kamen auf. Sie erlaubten es, morsche Ruinen einfach mit Beton vollzupumpen und eiserne Pfeiler durch die geborstenen Mauern und gichtbrüchigen Fundamente hindurch tief in das Herz des Berges zu treiben, um damit das drohende Einbrechen der alten Höhlen unter der Last des gigantischen, steinernen Bienenstocks abzuwenden.

Je findiger aber die Ingenieure wurden, die Stadt vor dem Kollaps zu bewahren, desto mehr Neubürger lockte es in ihren Bann. – Dabei führte der Licht- hunger der Menschen dazu, dass diejenigen in La Amazona, die es sich leisten konnten, immer höher hinauf in die Häusertürme zogen, wo es noch ein Fetzen Himmel zu genießen gab und ein wenig frischere Luft, während andere mit dem ewigen Dämmer oft genug spärlicher künstlicher Beleuchtung im Bauche des

NORDOST

Molochs vorliebnehmen mussten. Nur ab und zu – vielleicht an Feiertagen – machten sie einen Ausflug in eines der teuren Terrassencafés am Tageslicht.

Die ärmsten der Armen, die Bewohner von Las Cuevas aber, kamen Zeit ihres Lebens nicht aus dem Schatten der Fundamente heraus, und viele fristeten ihr Dasein immer noch in den alten Felsenhöhlen des Berges, zwischen Grundverankerungen, Eisenpfeilern und Armierungen. Auch gruben sie nach wie vor neue, tiefere Stollen und richteten sich mehr schlecht als recht darin ein – während unbemerkt sich die Deckschicht aus Beton und Stahl über ihnen so dicht und vollständig schloss, dass es schließlich keinen Weg mehr nach oben gab: Las Cuevas war eine vergessene Stadt unter der Stadt geworden.

Nun wirst du mich sicher fragen wollen, wie denn das möglich ist, unter der Erde zu leben, wo es kein Licht gibt, keine frische Luft und nichts zu essen. – Freilich ist es nicht simpel, aber ganz so schwer, wie du es dir vielleicht vorstellst, ist es auch wieder nicht:

Was zum Beispiel den Mangel an Frischluft angeht, so merkst du ihn einfach nach einiger Zeit nicht mehr. Und Ritzen im porösen Gestein, durch die etwas Sauerstoff zuströmen konnte, muss es in Las Cuevas wohl gegeben haben, wenn sich auch niemand darüber Gedanken machte.

Was nun das Licht betrifft, so war durchaus welches vorhanden: Es lagen eine Menge Stromkabel im Untergrund, und längst nicht alle waren tot. Gewiss wussten kaum einmal mehr die Elektrizitätswerke, wie all die Leitungen in Verbin-

NORDOST

dung standen. Die Leute aber, die in den unterirdischen Gängen und Grotten zu Hause waren, kannten sich damit aus: Mit ein wenig Geschick gelang es ihnen immer, den Drähten abzuzapfen, was sie so brauchten.

Von Zeit zu Zeit kam es freilich vor, dass ein Kabel, das vor kurzem noch Strom geführt hatte, von einem Moment zum anderen nichts mehr taugte. – Wahrscheinlich war weiter oben ein neues gelegt worden, weil es auf dem alten allzu unerklärlich hohe Verluste gegeben hatte. – In solchen Fällen mussten die Höhlenbewohner ihre Installationen eben ändern. Irgendwo in den Eingeweiden des Berges gab es immer Elektrizität, und keiner in Las Cuevas befürchtete ernstlich, es könnte einmal nicht mehr so sein. Beim besten Willen würde es niemandem gelingen, auf einen Schlag alle Leitungen stillzulegen.

Strom war also nicht das Problem beim Licht – schon eher die Glühlampen, die waren echt rar. Glücklicherweise gab es Leute wie den alten Hernandez, der sich mit Pffiffigkeit und Geschick darauf verstand, durchgebrannte Birnen zu reparieren. – Ich habe keine Ahnung, wie er das genau machte. Jedenfalls betrieb er in seinem Schlupfwinkel ein riesenhaftes Ungetüm von einer Pumpe, mit dem er die geflickten Glasdinger wieder luftleer saugen konnte.

Neben Stromleitungen gab es im Untergrund auch Gas- und Wasserrohre. Sie waren aber weit seltener, und es gestaltete sich viel schwieriger, sie anzuzapfen – schließlich standen sie ja, zumindest wenn sie etwas taugten, unter Druck. Da musste einer schon sehr genau wissen, was er tat, wenn er ein Loch in solch ein

NORDOST

Rohr machte, falls er nicht im Nu die ganze Höhle vergiften oder unter Wasser setzen wollte. Ich kenne ehrlich gesagt niemanden, der es öfter als einmal versucht hätte: Aus den Gasleitungen kam meistens so wenig heraus, dass es die Mühe nicht lohnte, und an Wasser litt Las Cuevas keinen wirklichen Mangel: Erstens waren ohnehin genug undichte Stellen an den Rohren – es wurden eher schon einmal welche geflickt, als neue Löcher hineingemacht –, und zweitens gab es den Brunnen von Señora Alma, den jeder nutzte, der halbwegs in ihrer Nähe wohnte: Ihr Wasser bekam einem bei weitem besser als die Rostbrühe, die sonst überall zu haben war, und die Gegenleistung, die sie verlangte, durfte man als bestens angelegt betrachten, denn wer bei ihr das Wasser kaufte, den pflegte sie dafür kostenlos gesund, wenn er einmal krank wurde. Und gute Ratschläge gab sie einem auch.

Bleibt mir noch, dir zu sagen, wovon sich die Leute in Las Cuevas ernährten und wie sie an all das kamen, was man sonst so zum Leben braucht:

Zugegeben, das mit dem Essen fällt mir nicht ganz leicht. – Also, möchtest du es wirklich wissen? – Ich frage nur, weil es sich kaum sehr appetitlich beschreiben lässt: Es gibt eben eine Menge Dinge – und auch Tiere –, die man essen kann, wenn man darauf angewiesen ist ...

Ratten zum Beispiel und Kakerlaken.

Ich will nicht zu viel darüber sagen. Die Viecher sind ein Übel, klar. – Aber für die Menschen der Höhlenstadt waren sie eben auch ein Segen, nicht nur, dass

NORDOST

sie quasi die Hauptnahrungsmittel darstellten: Schon wenn man sich mit ihnen bloß halb so gut auskannte wie Señora Alma, konnte man jede Menge nützliche Dinge daraus machen: An ihnen war nichts, aus dem die gute Alte nicht zumindest eine brauchbare Medizin herzustellen wusste ...

Was nun die weitere Ernährung angeht, so gab es neben dem Getier relativ wenig – abgesehen einmal von dem verdorbenen Obst und dem gammigen Gemüse, das man in *Las Basuras* zu finden vermochte.

Las Basuras – das muss ich dir erklären: Der Name heißt einfach *Abfälle*. Was sich dahinter verbarg, war nichts anderes als eine Müllkippe; freilich, eine ganz gewöhnliche Müllkippe war dieser Ort beileibe nicht:

Die vielen Menschen, die oberirdisch wohnten, in La Amazona – sie produzierten eine Menge Unrat, und sicher wäre ihnen dieser in der chronischen Platznot der Stadt und der räumlichen Enge des Tals, in dem dieselbe lag, zu einer ständigen Sorge geworden – hätte es da nicht ein willkommenes, recht geräumiges Felsloch gegeben, in das man alles, dessen man nicht mehr bedurfte, einfach hineinwerfen konnte. – Und so verfahren sie. Sie taten es über Generationen, und es war eigentlich zu erwarten, dass der an die Öffnung angrenzende Hohlraum eines Tages hätte voll sein müssen mit all dem, was ihre unerschöpfliche Zivilisation so ausspie. Es hatte wohl auch schon ein paarmal den Anschein gehabt, aber nach einer Weile war der Müll in dem Schacht stets wieder ein wenig gesackt, so dass doch immer noch Platz für neuen Abfall blieb.

NORDOST

Ich weiß nicht, ob sich die Bürger von La Amazona jemals gefragt haben, wie so ihre Mülldeponie niemals voll wurde, und wenn ja, welche Erklärung sie dafür hatten ... Die Wahrheit bestand darin, dass es vielleicht sechzig Meter unter ihren Füßen eine Verbindung zwischen jenem Felsloch und Las Cuevas gab, und dass die Insassen des besagten versehentlich geschaffenen Gefängnisses wirklich einfach alles verwerten konnten. Rund um die Uhr durchstöberten dort unten Hunderte von Menschen die Überreste. Sie gruben große Kavernen in den Müll, zertrännten alles auseinander, schauten in jeden Winkel, in jede Schachtel und jeden Beutel. Sie suchten nach Essbarem, nach Baumaterialien oder einfach nach Brennstoff für ihre Öfen. Manch einer suchte für seinen eigenen Bedarf; aber das waren längst nicht die meisten: Wer einen guten Blick hatte, was aus den diversen Fundstücken wohl noch herzustellen war, der pflegte mit seinem Können Handel zu treiben. – Und wenn er erfolgreich war, vermochte er sich dafür all das andere einzutauschen, dessen er zum Leben bedurfte. Es gab Spezialisten für Kleidung, Werkzeuge und Hausrat, ja sogar für Waffen und alkoholische Rauschgetränke. Sie alle waren wirkliche Künstler in ihrem Fach. Oft hättest du den Ursprung der Dinge nicht einmal geahnt, die sie anboten. Es gab Genies, die dir aus einem Fingerhut eine Rasierklinge machten oder aus einer Blechgießkanne einen winzigen Ofen – größere Modelle gab es übrigens nicht, weil ja der Rauch sich nirgends verziehen konnte; für die kleinen aber reichten als Abzug offenbar

NORDOST

die Ritzen im porösen Gestein oder die Spalten zwischen den Abfallstücken im Schlund von Las Basuras.

Wer unter den Verwertungsexperten wirklich gut war in seinem Metier, der hatte es nicht mehr nötig, *persönlich* den Müll zu durchwühlen: Leicht konnte er sich für diese schmutzige und oft auch sehr gefährliche Arbeit willige Helfer leisten, die ihm in dem ständig nachrutschenden unterirdischen Gebirge aus Schrott und Abfall das gewünschte Rohmaterial sammelten, an dem er dann seine Kunstfertigkeit zeigte. Auch Hernandez, von dem ich dir schon erzählt habe, der Alte, der Glühbirnen reparieren konnte, war solch ein erfolgreicher Mann: Längst ging er nicht mehr selbst nach Las Basuras.

So wichtig und lukrativ die Arbeit all der Bastler auch war, ein weitaus besseres Geschäft betrieben die Lebensmittelhändler. – Wann immer du auf dem Müllberg etwas Essbares für dich selber suchtest – sie waren schon vor dir da. Die ganze Halde hatten sie unter sich aufgeteilt, und wehe, du machtest Anstalten, an einer Stelle zu wühlen, wo vielleicht noch keiner von ihren Lakaien alles umgekrepelt hatte: Gleich bekamst du es mit ihren Schlägern zu tun! Üble Burschen waren das, und die ließen dich gar nicht erst dorthin.

Der allergefürchtetste dieser finstren Gestalten aber war ihr Anführer, *Beluche* hieß der, und er galt als ein gnadenloser Schurke: Der Ruf ging ihm voraus, er habe wegen bloßer Belanglosigkeiten schon mehrere Leute umgebracht. – Das

NORDOST

war eben auch eine Seite von Las Cuevas: Es gab keine Gesetze und niemanden, der einen solchen Verbrecher zur Rechenschaft gezogen hätte.

Las Basuras war jedenfalls mit Abstand der gefährlichste Ort des Höhlenlebens – und das nicht nur wegen der Einsturzgefahr der in den Abfall gewühlten Grotten: Man durfte dort einfach keine Fehler machen, denn jeder falsche Handgriff konnte tödlich sein. – Freilich, der größte Fehler, den man machen konnte, war, wenn man es sich mit Beluche verdarb ...

Für Nahrungsmittel also – außer den bereits vorgestellten Hauptspeisen, die ich hier mit Rücksicht auf deinen Magen nicht nochmals namentlich erwähnen will – war man in Las Cuevas auf die besagten Händler angewiesen. Damit, dass auch das, was man dort bekam, in aller Regel ziemlich ungenießbar war, so dass selbst die hartgesottenen Mägen der Höhlenbewohner es nur selten ohne Erbrechen hinnahmen, musste man sich abfinden; aber ganz ohne Grünzeug, ohne Brot und ohne Obst war schließlich an ein Überleben nicht zu denken. Also tauschte man bisweilen schweren Herzens eine halbwegs entbehrliche Habseligkeit gegen den zweifelhaften Genuss einer schimmlichen Papaya oder anderthalb fauler Auberginen, nach deren Verzehr man auf geraume Zeit mit Bauchkrämpfen zu schaffen hatte.

Die einzige Alternative wäre gewesen, sein Obst bei *Velasco de la Torre* zu besorgen, aber der verlangte wahre Wucherpreise. Seine Ware war dafür allerdings auch wirklich in Ordnung. – Trotzdem: Niemand ging freiwillig zu ihm,

NORDOST

höchstens einmal, wenn man todkrank war und Señora Alma sagte: „Schick jemanden zu Velasco, dass du einen halben frischen Apfel zu essen bekommst!“ – Dann vielleicht.

Der Erwähnte war ein unheimlicher Mann. Verschlossen und zurückgezogen hielt er sich stets abseits, redete mit keinem und verließ auch so gut wie nie seine Wohnung. – Die anderen mieden ihn freilich ebenso. – Sein Quartier war mit einer eingemauerten, eisernen Tür versehen, und die schloss der geheimnisvolle Kauz sogar dann ab, wenn er zu Hause war.

Señor Velasco hatte keinen Laden im eigentlichen Sinn, und er bot auch niemals seine Waren an, aber jeder wusste, dass er frisches Obst besaß: Wann immer er nämlich etwas brauchte, wie zum Beispiel die genannte eiserne Haustür, die jeden anderen ein Vermögen gekostet hätte, bezahlte er mit einem Apfel. Kam hingegen jemand zu ihm und wollte einen solchen haben, dann musste der schon eine Menge dafür bieten, sonst schlug ihm der mürrische Alte die kleine Klappe vor die Finger, die er in seine Eisentür eigens zur Abfertigung lästiger Besucher hatte einbauen lassen. Bot einer dagegen genug, so bekam er das Gewünschte – ohne Gruß und ohne ein Wort.

Das Allermerkwürdigste an Señor de la Torre aber war, dass er als einziger Lebensmittelhändler in Las Cuevas – wenn man ihn denn überhaupt so nennen durfte – keine Leute in Las Basuras beschäftigte. Auch er selbst ging nie dort hin, und man konnte sich das beim besten Willen nur dadurch erklären, dass er

NORDOST

auf irgendeine Weise geheime Handelsbeziehungen hinauf nach La Amazona unterhielt. Vermutlich war er in der ganzen Höhlenstadt der einzige, der einen Weg oder eine Verbindung nach oben kannte. – Und schon deshalb wollte niemand mit ihm zu tun haben.

Nun wird es Zeit, dass ich dir etwas über mich selbst berichte und erzähle, woher ich das alles weiß, was du bis jetzt erfahren hast.

Das will ich gern tun.

Zuvor muss ich aber noch die wirklichen Helden von Las Cuevas loben – die, die ein Leben dort erst ermöglichten: Das waren die Kochkünstler und -künstlerinnen. Ja, du hast richtig vernommen: die Herren und besonders die Damen *Hausfrauen!* Bei aller Findigkeit der verschiedenen Bastler, *ihr* Einfallsreichtum war durch nichts zu übertreffen: Es gehört schon etwas dazu, aus lauter ekligem Getier und im Schmutz zusammengeklauten Essensabfällen kulinarische Raritäten zu zaubern. –

Auch meine Mutter soll das gekonnt haben; leider starb sie bei meiner Geburt.

Alles, was ich weiß, habe ich von Gaetano, der von manchen *der Weise* genannt wurde. – Mein Vater war bei weitem zu oft betrunken, als dass ich viel von ihm hätte lernen können. Er sagte immer, dass er den Alkohol wegen seines empfindlichen Magens bräuchte. Zeitlebens befürchtete er, unter voller Verpfle-

NORDOST

gung zu verhungern, indem sein Körper sich plötzlich weigern könnte, die angebotene Nahrung bei sich zu behalten.

Er starb früh. Jenes eine Mal muss er etwas für Alkohol erachtet haben, das wohl keiner war.

Glücklicherweise nahm damals Gaetano sich meiner an. Er mochte mich irgendwie, seit ich einmal ein gewisses Interesse für seine Bücher gezeigt hatte.

„Jedermann in Las Cuevas interessiert sich für Bücher“, pflegte er zwar zu sagen, „die meisten aber nur, weil sie gut brennen ...“

Ich weiß noch sehr genau, wie er sich einen der vielen Druckbände griff, für die er sein halbes Leben lang in Las Basuras herumgekrochen war, und ihn aufschlug: Ein merkwürdiger Geruch strömte mir aus den vergilbten Seiten entgegen. Ich erblickte darauf Bilder nie gekannter Dinge und hörte dazu Gaetano, der angehoben hatte, mit eigenartig monotoner Stimme von dem Dargestellten zu berichten. – Plötzlich verlor seine Rede mitten im Satz ein wenig an Fluss, und er begann das Blatt mit dem farbigen Tableau, über das er gerade sprach, zu wenden.

„Halt“, rief ich, „das Bild möchte ich gerne noch weiter anschauen, während du mir darüber erzählst.“

Ganz langsam wandte er den Kopf zu mir, und seine Augen waren voll freundlichem Erstaunen. „Ich muss umwenden“, bedeutete er, „denn was ich dir zu dem Bild *erzähle*, wie du sagst, das kommt nicht aus mir, sondern ich lese es

NORDOST

in dem Buch, und wie es sich fortsetzt, weiß ich erst, wenn ich zu eben der Seite geblättert habe, auf der es steht.“

Da erkannte ich mit einem Mal, dass die langweiligen Reihen fremdartiger, teilweise sich wiederholender Ornamente, die das Dargestellte umrahmten und die auch die übrigen Seiten des Druckwerks wie endlose Ameisenkarawanen füllten, eine Bedeutung trugen, und ich begriff, dass die Bücher ein Tor zu einer anderen Welt waren, einer Welt, in der es helles Licht, Blumen und Bäume gab und von der ich elender Höhlenwicht, der ich nur das Leben in Las Cuevas kannte, gerade erst zu ahnen begann, dass sie wirklich existierte.

„Ich möchte da unbedingt einmal hin“, habe ich später zu Gaetano gesagt, aber der hat nur traurig die Achseln gezuckt.

Ich bin sicher, dass auch er in seinen jungen Jahren begierig darauf gewesen sein musste, einen Weg nach La Amazona zu finden. – Aber er hatte wohl vergeblich gesucht. Warum wäre er sonst dageblieben?

„Vielleicht ist es dein Schicksal, diesen Weg einmal zu entdecken“, erwiderte er mir seinerzeit geheimnisvoll. „Und sollte es dir gelingen: Wirst du dann auch nicht eine einzige Menschenseele zurücklassen?“ –

Die Antwort blieb ich ihm schuldig. Wenn einer den Ausgang fände, dann könnte er wohl kaum verhindern, dass alle anderen ihm von selbst folgten, oder? – Davon war ich wenigstens überzeugt; ich wagte aber nicht, Gaetanos gestrenger Mahnung etwas entgegenzusetzen.

NORDOST

Dass ich mit Eifer lesen und schreiben lernte, versteht sich von allein. – Nicht viele in Las Cuevas konnten das, nicht einmal die mächtigen Lebensmittelhändler, und schon gar nicht ihre Schergen. Wahrscheinlich war ich überhaupt der einzige Straßenschnabe in diesem Höhlenloch, der es beherrschte.

Nach außen hin zeigte ich das natürlich nicht. Wenn einer fragte: „Kann von euch jemand lesen, was hier draufsteht?“, schüttelte ich genau wie die anderen Jungs den Kopf und hob die Schultern: „Nöö, keine Ahnung.“ Ich wollte nicht auffallen, nicht als Besserwisser gelten. Auch hätte ich damit gewiss Beluche verärgert: Er hasste jeden, der etwas tat, was er nicht konnte.

Vielleicht, wenn ich älter wäre, würde ich mir meinen Lebensunterhalt damit sichern können, dass ich für die wenigen, die das zu schätzen wussten, Briefe schrieb oder vorlas und den Leuten Fragen beantwortete mit Hilfe dessen, was ich in den Büchern gelesen hatte. – Vorerst war daran allerdings nicht zu denken. Von mir halbwüchsigen Grünschnabel hätte sich niemand einen Rat geben lassen: Wer lesen und schreiben konnte und kluge Ratschläge bot, der musste zumindest einen langen, am besten weißen Bart haben, so wie Gaetano, und bei mir würde es wohl noch ein paar Jährchen dauern, bis ich überhaupt einen besäße. Jedenfalls war mir diese Einnahmequelle derzeit verschlossen, und so schlug ich mich mit Gelegenheitsarbeiten durch – oder mit dem Spiel meiner Bocarina: Das kleine Instrument und die Fähigkeit, eigene, improvisierte Melodien darauf erklingen zu lassen, war das einzige, was ich von meinem Vater geerbt hatte.

NORDOST

Das Leben der *Granujas*, der Straßenkinder von Las Cuevas, war nicht leicht, und wenn man dazu noch jung verliebt war, wie ich in *La Chica*, dann traf es einen doppelt hart. – Du hättest sie sehen sollen, die Kleine: ihre zarten Hände, die schlanken Arme und Beine, die zierlichen Schultern, ihre braune, wirklich braune Haut, ihre Lippen, ihren Hals – und ihre Brüste, ihre gazellenhaft schmale Taille und den ganzen wahnsinnig hinreißenden Körper, gehüllt in feinste schwarze Spitzenwäsche ...

Um ehrlich zu sein – lass dich nicht verschaukeln: Sie ist in meiner Gegenwart nie so wenig bekleidet gewesen, dass ich das alles wüsste, und ich habe keinen blassen Schimmer, ob sie etwas Schwarzes drunter trug oder Spitzen oder gar nichts.

Als ich sie fand, hatte sie ein olles kariertes Hemd an und löchrige Jeans, und auch ihre restliche Erscheinung war alles andere als anziehend: Sie hatte kurzgeschorene Haare, die wie ein Schachbrett abwechselnd rot und weiß gefärbt waren, ein bleich geschminktes Gesicht mit schwarz gemalten Augenhöhlen und einen goldenen Ring durch die Nase. Kurz: Sie sah zum Weglaufen aus, und ich hätte unter normalen Umständen auch gewiss nicht mehr als ein Kopfschütteln für so jemanden übrig gehabt! – Nur, dass sie damals dringend Hilfe brauchte und einen, der sich um sie kümmerte – und dass außer mir niemand da war, der das für sie getan hätte ...

NORDOST

Allein das mit der braunen, wirklich braunen Haut stimmt: Auch unter der weißen Schminke im Gesicht war sie braun, wirklich braun. – Der Grund dafür war, dass sie von oben kam, wie vom Himmel gefallen sozusagen, von da, wo von Las Cuevas aus kein Weg hinführte, von da, wo die Sonne schien: aus La Amazona. Das Kind der stolzen Reiterin auf dem Berge – durch einen bloßen Zufall, einen Irrtum des Schicksals war es herabgestürzt. Und das direkt in mein Leben!